

STEPHANIE LAM
Das Haus der Lügen



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

1924: Der 19-jährige Robert Carver will den Sommer bei seinem reichen Cousin Alec Bray und dessen hübscher Frau Clara verbringen, die im Castaway House wohnen, einer Villa auf den Klippen des kleinen Küstenstädtchens Helmstone. Robert genießt eine unbekümmerte Zeit, und als er sich in Lizzie, die Tochter der Nachbarn, verliebt, glaubt er sich endgültig im Glück. Doch schon bald ziehen dunkle Wolken am Horizont auf, denn die Brays hüten ein böses Familiengeheimnis ...

1965: Die 18-jährige Rosie Churchill ist von zu Hause ausgezogen und mietet sich in dem etwas heruntergekommenen, aber noch immer imposanten Anwesen Castaway House ein. Eines Tages entdeckt sie, dass ins Fensterbrett ihres Zimmers der Satz »Robert Carver ist unschuldig« eingeritzt ist. Doch sie ahnt noch nicht, dass sich hinter diesem Satz ein dunkles Geheimnis verbirgt, das nicht nur die Vergangenheit von Castaway House, sondern auch ihr eigenes Leben betrifft ...

Informationen zu Stephanie Lam
finden Sie am Ende des Buches.

Stephanie Lam

Das Haus
der Lügen

Roman

Aus dem Englischen
von Andrea Brandl

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »The Mysterious Affair at Castaway House«
bei Penguin Books, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2016

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Stephanie Lam

Original English language edition first published

by Penguin Books Ltd., London

The author has asserted her moral rights

All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: John Gollop/getty images; FinePic®, München

Redaktion: Friederike Arnold

BH · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48530-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



FÜR PHILIP LAM

PROLOG

Schon als ich Castaway House das erste Mal sah, wusste ich, dass es eines Tages mir gehören würde.

Damals war ich noch ein kleines Mädchen, in einem schmutzigen Kleid und Schuhen mit offenen Schnürsenkeln. Ich war ganz ans Ende des Piers gelaufen, wo ich die steile Klippe am Ortsausgang sehen konnte. Castaway House war das letzte Haus links, oben auf dem Plateau, größer als alle anderen und buttergelb gestrichen, in der Farbe des Sommers.

Natürlich wusste ich schon damals, dass es bis dahin noch eine Weile dauern würde.

Aber für etwas Wertvolles nimmt man das in Kauf. Die schönsten Dinge sind die, auf die man warten muss.

Ich blickte ein letztes Mal zu Castaway House hinauf und leistete einen Schwur.

Wart's ab, dachte ich.

Wart's einfach ab.

EINS

1965

Ein Gewitter ging etwa zehn Meilen entfernt an der Küste nieder. In der Ferne grollte Donner, heftiger Regen prasselte auf mich herab und durchnässte mein Kleid unter dem dünnen Regenmantel. Ein metallischer Geruch lag in der Luft. Ich hielt mich an dem rutschigen Geländer fest und ließ den Blick über den verwaisten Strand zwanzig Meter unter mir und den halb zerfallenen Holzsteg schweifen, der immer weiter im Meer versank.

Ich befand mich auf dem Rückweg eines Spaziergangs, der im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser gefallen war. Der Regen hatte den Untergrund in eine schlammige Rutschbahn verwandelt, auf der ich prompt ausgeglitten und um ein Haar über die Klippe in den sicheren Tod gestürzt war. Zum Glück waren die Bungalows am Wegrand die einzigen Zeugen meines würdelosen Strauchelns. Danach hatte ich den Versuch aufgegeben, mich von meinen Sünden reinzuwaschen, und war zurückgekehrt.

Ich sah an mir hinunter. Meine Sachen starrten vor Schmutz, und auch die geliehenen Gummistiefel waren schlammverkrustet. Doch mein äußerlicher Zustand spiegelte in gewisser Weise perfekt meine derzeitige Lebenssituation wider. Ich drehte mich um und sah, den Rücken gegen das eiskalte Geländer gepresst, zu dem Gebäude auf der anderen Straßenseite hinauf.

Wenn ich die Augen zusammenkniff, konnte ich die modrigen Mauern und den abblättrenden Anstrich der Fensterrahmen ausblenden und stattdessen lediglich die Pracht des Bauwerks mit dem vage an einen Schlossturm erinnernden Dach, den hohen

Verandasäulen und den schmiedeeisernen Balkonen im ersten und zweiten Stockwerk erkennen. Das Haus verströmte eine beinahe autoritäre Aura – vielleicht wegen seiner Größe oder aber weil es oben auf dem Hügel stand.

Doch sobald ich die Augen wieder ganz öffnete und die Straße überquerte, ließ sich der Zerfall nicht länger leugnen: Rost zerfraß die Balkongeländer, das kaputte Fenster im Erdgeschoss war mit Klebeband geflickt worden, Lamettareste hingen traurig an der Balkoneinfassung im zweiten Stock, obwohl Weihnachten bereits neun Monate zurücklag, und an der Tür befand sich ein Schild mit der Ankündigung »ZIMMER ZU VERMITTEN«, inklusive Rechtschreibfehler. Das hier war also mein neues Domizil seit Mitte August, als ich so überstürzt von zu Hause fortgegangen war, kurz vor dem Beginn des neuen Studienjahrs als Miss Waverleys vielversprechendste Schülerin der dreizehnten Klasse. Seit sechs Wochen war ich hier und redete mir ein, dass ich mein Zuhause nicht im Geringsten vermisste.

Ich ging die fünf Stufen hinauf. Meine Füße rutschten in den vollgelaufenen Gummistiefeln herum. Wie üblich blieb ich kurz stehen, um die eigentümliche Schönheit des Buntglasfensters über der Tür zu bestaunen. Die Dielenbeleuchtung erhellte die Tulpen und Ranken, die den Namen meines neuen Zuhauses formten: Castaway House.

Ich kramte mit meinen schmutzigen Fingern in den Taschen meines Regenmantels nach den Schlüsseln. Stimmen drangen aus der Eingangshalle: Zwei Männer hatten sich allem Anschein nach in der Wolle. Ich hörte Johnny, der drohte, sein Gegenüber solle sich schleunigst verziehen, sonst setze es etwas. Ich wünschte, es gäbe einen anderen Eingang, doch mir blieb nichts anderes übrig, als hineinzugehen.

Kaum trat ich auf den Fußabstreifer, erlosch die Deckenlampe, und ich verharrte im Dunkeln. Ich knipste sie wieder an, und die Eingangshalle wurde in düsteres gelbliches Licht getaucht.

Ich stand in dem kleinen Vestibül zwischen den zwei Haustüren – die innere blieb stets offen und gab den Blick auf die weitläufige, mit Steinfliesen ausgelegte, aber leider mit Bonbonpapierchen, Zigarettenstummeln und sonstigem Unrat übersäte Eingangshalle frei. Johnny hatte seinen Sonntagsanzug an. Er schien stinksauer zu sein. Ein alter Landstreicher klammerte sich schwankend am verschnörkelten Ende des Treppengeländers fest und drehte sich um, als er mich bemerkte. »Bitte, helfen Sie mir!«, stieß er mit rauer Whiskeystimme hervor.

»Oh! Was ist denn los?«, fragte ich.

»Halt dich da raus!«, sagte Johnny und betrachtete mich.
»Großer Gott, Rosie, du siehst ja fürchterlich aus.«

»Ich bin nur im Schlamm ausgerutscht, das ist alles«, wiegelte ich ab und musterte den Landstreicher stirnrunzelnd. »Entschuldigung, aber kenne ich Sie?«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Nein, genau deshalb brauche ich ja Ihre Hilfe.«

Er war die jämmerlichste Trauergestalt, die ich je in diesem Haus gesehen hatte: Er hatte einen grauen Zottelbart, seine Nase war von einem Netz aus geplatzten Äderchen durchzogen, und sein Mantel stank abscheulich nach schalem Alkohol und allerlei körperlichen Ausdünstungen.

»Hören Sie, Mann, Sie wohnen nicht hier und sind noch dazu voll wie eine Haubitze, also tun Sie uns den Gefallen und verschwinden Sie, verstanden?«, knurrte Johnny.

»Johnny«, wandte ich ein. »Wir sollten uns wenigstens anhören, was er zu sagen hat.«

Johnny lachte schnaubend. »Na gut.« Er machte eine vage Geste in Richtung des Alten. »Und danach kannst du dafür sorgen, dass er die Kurve kratzt.«

Ich lächelte dem Landstreicher ermutigend zu. »Also, was wollen Sie?«

Der Alte machte schwankend einen Schritt vorwärts und räus-

perte sich. »Ich bin weit gereist«, erklärte er. »Übers Meer, übers Land, und dies war mein Ziel. Und nun, da ich hier bin, verlange ich, dass Sie mich anhören.«

»Okay«, sagte ich leicht verunsichert. Johnny zwinkerte mir zu.

Der Mann lächelte und entblößte zwei Reihen verrotteter Zahnstummel, dann klopfte er die Taschen seines Mantels ab. »Ich hab hier was. Das muss ich Ihnen zeigen.« Er hob den Kopf und starrte mich durchdringend an. »Es ist von größter Wichtigkeit!«

Er förderte allerlei Gegenstände zu Tage und beäugte sie der Reihe nach, was einige Zeit in Anspruch nahm.

»Hör zu, Johnny, vielleicht könntest du mir einen Gefallen tun ...«

»Nein.« Er zog seine Manschetten zurecht und strich sich das Haar aus dem Gesicht. »Sechs und keinen Cent weniger. Am Dienstag. Sonst ist hier Feierabend. Wenn du das Geld für die Miete nicht hast, leih dir eben etwas von deinen Mitbewohnerinnen.«

Ich schnitt eine Grimasse, aber er sah noch nicht einmal in meine Richtung. »Bitte, Johnny. Ich bin doch bloß gerade ein bisschen knapp bei Kasse.«

Er lachte freudlos. »Kenne ich.«

»Johnny ...«

»Ist nicht mein Problem. Anweisung des Vermieters. Ich Sorge nur dafür, dass diese Bruchbude nicht vollends auseinanderfällt, mehr nicht.« Beim Anblick meiner verzweifelten Miene wurden seine Züge eine Spur weicher. »Hast du dich schon ein wenig eingelebt?«

»Ja, einigermaßen.«

»Gut.« Johnny sah den Landstreicher an, der immer noch allerlei Kram aus seiner Manteltasche nahm, der wie Treibgut vom Strand aussah: eine Muschel, einen vertrockneten Zweig, ein paar sandige Busfahrkarten. »Kommst du später zu Star hoch?«

Ich stieß ein bitteres Lachen aus. »Vergiss es. Eigentlich sollte sie mich gestern Abend abholen. Wir wollten ins One-Two tanzen gehen, aber sie hat mich eiskalt versetzt.«

»Wieso bist du nicht raufgekommen? Bestimmt hat sie es vergessen.«

»Bin ich doch.« Ich unterdrückte einen Anflug von Erregung, die mich beim Gedanken an Stars und Johnnys Liebesnest überkam – die beiden dachten gar nicht daran zu heiraten und lebten trotzdem in einer Wohnung, mit Doppelbett und allem Drum und Dran. »Aber es hat niemand aufgemacht.«

»Ach ja.« Johnny nickte. »Wir waren noch was trinken. Keine Ahnung, was soll ich sagen, Rosie? Meine Kleine weicht mir einfach nicht von der Seite. Aber das One-Two ist sowieso eine miese Spelunke. Den Laden willst du mit Sicherheit nicht von innen sehen.«

Wieder erlosch die Beleuchtung. Er griff an mir vorbei und machte sie wieder an. Der Landstreicher fummelte an einer Rolle Pfefferminzbonbons herum. »Sachen aus der Zeitung«, brummte er. »Fünf oder zehn. Oder sieben. Sie werden schon verstehen. Sie werden sehen.«

»Du kannst ihr von mir ausrichten, sie kann ... keine Ahnung ... dass ich mir eine neue Freundin suchen werde«, sagte ich verdrossen.

»Ja, ja.« Johnny winkte ab, während der Landstreicher zeterte: »Wo sind sie hingekommen?«

»Ach, die tauchen schon wieder auf«, sagte ich und wünschte, ich könnte endlich gehen, um ein schönes heißes Bad zu nehmen.

»Da stehen die schlimmsten Nachrichten drin.« Der Alte zog die Brauen zusammen. »So wie ich sie verstanden hab ... ich gebe zu, dass ich nicht mehr genau weiß, was da gestanden hat, aber als ich sie gelesen habe, wusste ich, dass ich zurückkommen muss. Ich musste nach Castaway House zurückkehren.«

»Zurückkehren?«, wiederholte Johnny. »Wie meinen Sie das?«

»Ich musste zurückkommen.« Der Mann starrte auf die überstrichene Tapete. »Zurück.«

»Na, wenn Sie schon mal hier gewohnt haben, können Sie ja wieder ein Zimmer mieten«, sagte Johnny. »Ich hab noch eins im Untergeschoss frei. Apartment vier. Hat einen schönen Ausblick auf den Garten. Und modernsten Komfort. Wenn das so ist, brauche ich Sie nicht vor die Tür zu setzen.«

»Stimmt. Das ist eine gute Idee. Wenn er bleibt, kann er auch in Ruhe nach den Zeitungsausschnitten suchen.«

»Ein Zimmer.« Der Landstreicher zog einen halb zerfledderten wattierten Umschlag voll schmutziger Banknoten heraus. »Ja. Ein Zimmer. Was verlangen Sie denn dafür, guter Mann?«

Gierig betrachtete Johnny das Geld. »Äh ... das besprechen wir dann unten.« Er nickte zum Durchgang, der ins Souterrain führte. »Hier entlang, Opa.«

»Moment!« Der Alte musterte mich. »Sie waren so nett zu mir, Kindchen. Deshalb sollen Sie als Erste die Wahrheit erfahren.«

»Na gut«, gab ich freudig zurück. »Sagen Sie einfach Bescheid, sobald Sie sich erinnern können.«

»Erster Stock«, war Johnnys Stimme aus dem Halbdunkel zu vernehmen. »Besucher jederzeit willkommen. Rosie macht Ihnen bestimmt auch eine schöne Tasse Tee. Rosie-Fee, macht den Tee, haha!«

»Wie wär's, wenn ich Sie stattdessen besuchen komme?«, fragte ich eilig und warf Johnny einen finsternen Blick zu. »Äh ... morgen vielleicht. Dann können Sie mir die Sachen aus der Zeitung zeigen.«

»Sehr gut.« Der Landstreicher streckte mir seine dreckige, schwielige Hand hin. »Ich bin Dockie.«

Als ich sie vorsichtig ergriff, fiel mir wieder ein, dass meine eigene Hand ja ebenfalls schmutzig war. Ich hatte keineswegs die Absicht, ihm am nächsten Tag einen Besuch abzustatten. Aber

das war nicht weiter schlimm, denn ich vermutete, dass er mich bis dahin ohnehin längst vergessen hatte. »Rosie Churchill.«

»Ah, nach dem großen Winston.« Dockie nickte. »Ich hab mir das Begräbnis auf Mrs O'Sheas Fernseher angesehen. Sehr bewegend. So, und jetzt brauche ich Ruhe.«

Erleichtert sah ich den beiden Männern nach. Auf dem Weg nach oben sprang mir etwas am Telefon ins Auge.

Zuerst wusste ich nicht, was es war – bei dem Telefon handelte es sich um ein altes schwarzes Bakelit-Modell auf einem kleinen, an der Wand angebrachten Sockel. Darunter befand sich die Geldbüchse mit den beiden Knöpfen, A und B, und dem Schlitz für die Sixpence-Münzen. Darüber hatte jemand, wahrscheinlich Johnny, eine Schiefertafel aufgehängt. Das Ding war von einer dicken grauen Kalkschicht bedeckt, weil sich keiner je die Mühe gemacht hatte, es abzuwischen. Doch nun hatte jemand mit rosa Kreide eine Nachricht daraufgekritzelt. Ich musste mehrmals hinsehen, bevor ich merkte, dass sie an mich gerichtet war.

»Rosy – deine Mutter hat angerufen. Sie hat gesagt, dass sie so um fünf noch mal anruft.«

Ich sah auf die Uhr – es war zehn vor fünf –, dann wischte ich die Nachricht mit dem kalten, feuchten Staublappen ab, der hinter einem der beiden längs verlaufenden Kupferrohre klemmte. Als ich ihn wieder hineinsteckte, hörte ich erneut das Pfeifen – durchdringend und unmelodisch. Derjenige musste stocktaub sein und keinerlei Taktgefühl besitzen. Ich hatte es schon häufiger draußen auf dem Korridor gehört. Es schien von einem der Stockwerke über oder unter mir zu kommen, doch erst jetzt konnte ich es lokalisieren. Ich hätte es wissen müssen.

Niemand hatte je den Bewohner des Apartments im Erdgeschoss zu Gesicht bekommen, weder Susan noch Val noch ich. Doch es war eindeutig bewohnt, denn abends waren die Vorhänge im vorderen Zimmer zugezogen. Derjenige hatte Zugang zu dem großen Garten hinter dem Haus, den wir von unserem Kü-

chenfenster aus sehen konnten, aber seit meinem Einzug hatte ich noch nie jemanden bemerkt.

Johnny musste wissen, wer dort wohnte; unter Garantie hatte er den Namen des Mieters in seinem kleinen schwarzen Büchlein notiert, das er in der Kommodenschublade in seinem und Stars Wohnung im Obergeschoss aufbewahrte, aber ihn zu fragen würde uns nicht weiterbringen. Johnny machte sich einen Spaß daraus, uns zu ärgern, indem er den Ahnungslosen spielte. Ich hätte auch Star fragen können, aber zurzeit herrschte Eiszeit zwischen uns. Aber egal. Jemand, der auf diese Weise vor sich hin pfiFF, musste schon ein ziemlicher Psychopath sein – vielleicht einer mit Leichen im Keller so wie John Christie –, deshalb war es vielleicht klüger, gar nicht erst seine Bekanntschaft zu machen.

Ich ging die mit einem fadenscheinigen Läufer ausgelegte Treppe hinauf ins Zwischengeschoss. Das Badezimmer war frei, im Boiler war noch heißes Wasser, und ich konnte es wohl riskieren, mir ein Bad einzulassen, ohne meinen kostbaren Vorrat an Münzen anzugreifen. Ich schrubbte den Schmutzrand meines Vorgängers weg und drehte den Heißwasserhahn auf. Der Badeofen erwachte mit einem Rumpeln zum Leben.

Während die Wanne volllief, ging ich hinauf in unsere Wohnung im ersten Stock. Vor der Tür schlüpfte ich aus Vals Gummistiefeln, in denen noch das Wasser stand. Ich würde es später auskippen und die Stiefel sauber machen. Wenigstens war keiner da – Val und Susan waren ins Kino gegangen, um sich gemeinsam mit Susans Freund und seinem Kollegen zum fünfzehnten Mal *Hi-Hi-Hilfe!* anzusehen. Ich hängte meinen Regenmantel an den Haken und ging auf Strümpfen zu meinem Bett.

Die Anordnung der Betten unterlag einer strengen Hierarchie: Val, der das mittlere Bett gehörte, hatte ihre Stofftier-sammlung wie eine Verteidigungslinie auf der Matratze aufgereiht. Susan hatte das beste Bett. Auf ihm lag eine rosa Tagesdecke mit Rüschen, und es stand an der Wand zur Küche, direkt

hinter der Abtrennung, die wir als Garderobe benutzten. Es war die wärmste Stelle im ganzen Zimmer, und Susan hatte das Bett so platziert, dass sie ihre nackten Füße auf den Teppich stellen konnte, wenn sie sich mit einem theatralischen Räkeln à la Jean Shrimpton, das sie stundenlang vor dem Spiegel geübt hatte, aus dem Bett erhob.

Ich hatte logischerweise das schlechteste Bett erwischt. Das Kopfteil war zwar direkt neben dem Gasofen, was mir jedoch kaum etwas brachte, da es mit der Längsseite an der Außenwand stand, wo sich die ausgebleichte Tapete wegen der eindringenden Feuchtigkeit bereits wellte. Außerdem befand es sich am Fenster, durch das es an kalten Tagen fürchterlich hereinzog, wohingegen man im Sommer bei lebendigem Leib geröstet wurde.

Ich zog mir die nassen Sachen aus. Draußen prasselte immer noch der Regen nieder, und auf dem Balkon hatten sich riesige Pfützen gebildet. Ich nahm meinen gesteppten Morgenrock, der quer über dem Bett ausgebreitet lag und mir in kalten Nächten als zusätzliche Decke diente, und schlüpfte hinein. Vor dem Fenster sah ich Mrs Hale aus dem Bella Vista, dem Gästehaus nebenan, treten und an ihrer Wagentür rütteln. Schließlich gelang es ihr, sie zu öffnen und einzusteigen. Motorenlärm ertönte, und sie bog aus der Einfahrt und schlug den Weg zur Küstenstraße ein, wobei sie augenscheinlich Mühe hatte, den Wagen im Sturm auf der Fahrbahn zu halten.

Als ich mich abwandte, erkannte ich mein Gesicht in dem großen vergoldeten Spiegel, der leicht nach vorn geneigt über dem einstigen Kamin hing. Er war trüb und zerschrammt, und wenn man hineinblickte, hatte man das Gefühl, gleich seekrank zu werden. In der kurzen Zeit, seit ich hier war, hatte ich abgenommen, was zwar optisch von Vorteil sein mochte, andererseits hatte mir der Gewichtsverlust dunkle Ringe unter den Augen und hohle Wangen beschert. Ich fuhr durch mein nasses Haar, und einige Strähnen blieben an meinen Fingern haften.

Ich zog R. C. aus seinem Versteck in dem Bücherstapel, der mir als Nachttisch diente. Ich hatte R. C. von Star bekommen. Einer der Bewohner aus dem fünften Stock hatte ihn zusammengefaltet und zwischen Wand und Fußbodenleiste eingeklemmt gefunden. »Dieselben Initialen wie du«, hatte sie gesagt. »Eigentlich wollte ich ihn wegwerfen, aber wenn du willst, kannst du ihn gern haben.«

Da hatte sie gerade einen ihrer netten Tage gehabt: Sie war witzig, großzügig und froh über meine Gesellschaft gewesen. Ich strich R. C. glatt und betrachtete ihn.

R. C. war eine nicht sonderlich sorgfältige Bleistiftskizze von Kopf und Schultern eines jungen Mannes, doch etwas an der Form seiner Wangenknochen und den tief liegenden Augen unter dem wirren Haar erinnerte mich an mich. Auf seinen Zügen lag ein leicht verunsicherter Ausdruck, der jedoch auch von R. C.s zögerlichen Strichen herrühren konnte, mit denen er vor einundvierzig Jahren die Skizze aufs Papier geworfen hatte. »Zwanzig Minuten nach meiner Ankunft!«, lautete die Überschrift, und am Seitenende prangten seine Signatur und das Datum. »R. C., 10. Juni 24«.

Am meisten beschäftigte mich das Ausrufungszeichen. Mit »Ankunft« musste dieses Haus gemeint gewesen sein, doch ob das Satzzeichen Erregung oder Ungläubigkeit signalisieren sollte, war mir nach wie vor ein Rätsel. Letzteres erschien mir wahrscheinlicher, da mich zwanzig Minuten nach meiner eigenen Ankunft ein ähnliches Gefühl beschlichen hatte – nachdem ich meine Koffer die Treppe hinaufgezerrt und mir von Susan angehört hatte, dass wir uns wunderbar verstünden, solange ich nicht auf die Idee käme, mich als ihre Freundin zu betrachten, und zwischen sieben und halb neun Uhr morgens das Badezimmer nicht blockieren würde. Außerdem besuche sie normalerweise ihr Freund am Freitagabend übers Wochenende, weswegen sie es begrüßen würde, wenn ich mich rarmachte.

Das Telefon läutete. Ich sah auf den Wecker, der auf dem wackligen Bücherstapel stand. Es war Schlag fünf Uhr.

Ich schob R. C. in sein Versteck zurück und zog den Koffer hervor, der mir als Kommodenersatz diente. Ich nahm mein Handtuch heraus und ging nach unten ins Badezimmer, blieb allerdings noch einmal kurz stehen und blickte über das Trep-pengeländer auf das immer noch klingelnde Telefon. Hoffentlich nahm keiner ab. Das Haus wirkte verlassen, bis auf den Mörder im Erdgeschoss, Dockie im Souterrain und Johnny, der ziellos durch die zahlreichen Korridore schlich.

Endlich verstummte das Telefon. Ich ließ den Atem entweichen, den ich unwillkürlich angehalten hatte, und öffnete die Badezimmer-tür. Die Wanne war fast voll. Ich drehte den Hahn zu, hängte meinen Morgenmantel an den Haken und ließ mich ins siedend heiße Wasser sinken, fest entschlossen, nicht an Mum zu denken, wie sie mit dem Hörer am Ohr dastand und ungeduldig mit den Fingernägeln auf den Telefentisch trommelte.

Ich schloss die Augen und dachte an R. C., seine besorgte Miene und das Ausrufungszeichen. Im Geiste verlieh ich ihm Arme und Beine, ein Jackett und eine Anzughose. Ich malte mir aus, wie er die Treppe von Castaway House hinaufging, doch er war wie eines dieser Holzfigürchen in den Kuckucksuhren, die abwechselnd auftauchten und wieder im Häuschen verschwanden. Sein Gesicht glich einer weißen Leinwand, auf der nicht einmal mehr die Züge zu erkennen waren, die er selbst gezeichnet hatte. Ich begnügte mich damit, seine Initialen auf die beschlagenen Fliesen zu malen, dann hielt ich die Luft an und tauchte unter. Der verkrustete Schlamm löste sich von meinem Körper und zerlief, als könnte mich das heiße Wasser von meinen Sünden reinwaschen.

ZWEI

1924

Beide Züge vom Bahnhof Birmingham New Street nach London waren über die gesamte Strecke proppenvoll. Dasselbe galt auch für die Anschlussverbindungen nach Süden. Weil allem Anschein nach in jedem Waggon ein zigarrerauchender älterer Gentleman saß, beschloss ich bereits frühzeitig, auf meinen Sitzplatz zu verzichten und stattdessen auf dem Gang zu bleiben. Ich schob den oberen Teil des Fensters auf und reckte den Kopf, damit meine Lunge nicht rebellierte.

Alecs Brief hatte ich sorgsam in meine Brusttasche gesteckt. Abermals hatte er mich nach Castaway House eingeladen und mir versichert, dass das, was er bei der Beerdigung gesagt habe, durchaus ernst gemeint gewesen sei. Ich sollte ihm lediglich das Datum und meine genaue Ankunftszeit telegrafieren. Ich betastete den Brief ein weiteres Mal. Seit ich von zu Hause, einer Kleinstadt in den Midlands, aufgebrochen war, diente er als eine Art Talisman, und nun, da ich immer weiter in unbekannte Gefilde vordrang, erinnerte er mich daran, dass ich das Richtige tat.

Mutter hatte nicht gewollt, dass ich wegfuhr. Die Befragung ihrer Teeblätter hatte ergeben, dass ich von dieser Reise womöglich nicht zurückkehren würde. Vater hingegen war der Ansicht gewesen, sie könne nur zu meinem Besten sein. »Gib deiner Lunge eine Chance, Robert«, hatte er mit der Pfeife im Mund gemurmelt, als ich meinen Eltern von der Unterhaltung mit Alec beim Begräbnis erzählte. »Sie können jede Hilfe brauchen.«

»Aber ausgerechnet Alec«, hatte Mutter eingewandt. »Diesem flatterhaften Gesellen habe ich noch nie über den Weg getraut.«

»Ach, das wird schon werden.« Vater hatte demonstrativ mit seiner Zeitung geraschelt, um zu signalisieren, dass die Unterhaltung damit beendet war. Wir saßen im Wohnzimmer mit dem Tisch mit der Wachstuchdecke, auf dem Kaminsims hatte Mutter all ihre Erbstücke aufgereiht. Allein die Vorstellung, einen ganzen Sommer in Alecs Gesellschaft zu verbringen, erfüllte mich mit freudiger Erregung, die ich jedoch beim Gedanken an die legendäre Regency-Pracht von Castaway House, dem Familiensitz meiner verstorbenen Tante Viviane, schnell zu unterdrücken versuchte.

»Wenn es nach mir ginge, könnte er genauso gut in einer bescheidenen Pension direkt am Strand wohnen«, sagte ich. »Wahrscheinlich würde ich mich dort sogar wesentlich wohler fühlen.«

»In diesem Fall wäre doch gar kein Platz für dich.« Mutter stieß einen ihrer typischen Seufzer aus. »Also nimm es, wie es ist, und freu dich darüber.«

Sie hatten mich zum Bahnhof gebracht, und ich hatte sogar den Eindruck gehabt, dass eine Träne in Mutters Auge schimmerte, was im Grunde albern war, denn hätte ich nicht die Hölle auf Erden erlebt und ein ganzes Jahr im Krankenbett verbracht, wäre ich ohnehin längst fort gewesen. Ich presste die Stirn gegen das Zugfenster, während die sanfte Hügelandschaft und die weitläufigen Weiden und Äcker Südenglands an mir vorbeizogen. Eine Weile fuhren wir am Ufer eines Flusses entlang, der silbern in der Junisonne glitzerte. Der Zug hielt an mehreren winzigen Bahnhöfen, in der Ferne sah ich Windmühlen. Dann wichen die vereinzelt Cottages größeren Häuseransammlungen, die sich an die grünen Hügel schmiegt. Ein Viadukt führte über eine belebte Straße mit Bussen und Reklameschildern, bis wir in den Bahnhof einfuhren und der Zug auf dem belebten Bahnsteig unter der gewaltigen Kuppel aus Glas und Stahl zum Stehen kam. Ein Mann mit einer quadratischen blauen Mütze

rannte neben dem langsamer werdenden Zug her. »Helmstone, verehrte Fahrgäste! Helmstone, Endstation!«, verkündete er lautstark, während er die Türen aufriß.

Die ersten Fahrgäste hasteten bereits durch die Gänge, um möglichst als Erste auszusteigen, und drückten mich dabei ungsanft gegen die Fensterscheibe. Ich wartete, bis das Gedränge nachließ, bevor ich ins Abteil zurückkehrte und meinen Koffer holte. Der Zigarrenrauch löste augenblicklich einen heftigen Hustenanfall aus.

Ein Gepäckträger kam auf mich zu und zog fragend die Brauen hoch, doch ich lächelte kurz und machte mich mit meinem schweren Koffer auf den Weg in der Hoffnung, dass er mir seine Dienste nicht aufdrängen würde, da ich zu knapp bei Kasse war, um ihm ein Trinkgeld zu geben. Alec hatte gesagt, er hole mich am Bahnhof ab, und ich blieb in der Ankunftshalle stehen und sah mich mit einem, wie ich hoffte, souveränen, beiläufigen Lächeln um.

Zwischen den beiden Rundbögen über dem Eingang hing ein Reklameschild, das Helmstone als Riviera-Paradies darstellte, mit bildschönen Menschen auf einer strahlend weißen Terrasse bei herrlich mediterranem Sonnenschein. Die Stelle erschien mir perfekt, um möglichst gut gesehen zu werden, also ging ich hinüber. Die Halle füllte sich allmählich mit Feriengästen: verliebte Flitterwöchner, leichte Mädchen mit langen Schals um den schlanken Hals, feiste Witwen mit falschen Perlenketten und kunstvollen Hüten.

Nach einer Weile wurde mir klar, dass Alec wohl aufgehalten worden sein musste. Ein weiterer Zug fuhr ein und spie abermals zahlreiche Fahrgäste aus, die wie Ameisen umherwuselten. Gleich darauf kam noch einer. Mit jeder Minute fiel es mir schwerer, mein Lächeln zu wahren. Vielleicht wartete er ja draußen auf mich.

Ich schleppte meinen Koffer auf den Bahnhofsvorplatz, wo ebenfalls reges Treiben herrschte. Taxis warteten mit laufendem

Motor in einer langen Reihe auf Kundschaft. Freunde und Familien begrüßten sich mit Handschlag und umarmten sich. Eine Handvoll Kriegsheimkehrer saß, mit ihren Orden am Revers, auf einem Karren und verkaufte Rosen. Ich spähte an ihnen vorbei zur Straße, die ein Stück den Hang hinunterführte. Am Ende befand sich das leuchtend blaue Meer, das sich scheinbar endlos zum Horizont erstreckte.

Der Anblick ließ mich erschauern. Es hatte etwas Bedrohliches, als gäbe es kein Entrinnen – nichts als dieses Blau, dieses erbarmungslose Blau. Und von Alec war immer noch weit und breit nichts zu sehen.

Vielleicht hatte er sich ja die Ankunftszeit falsch gemerkt. Ich könnte mir ein Taxi nehmen, die Adresse kannte ich ja. Doch als ich an den bescheidenen Vorrat an Banknoten in meiner Brieftasche dachte, verwarf ich die Idee schnell wieder. Außerdem hatte Alec erwähnt, dass das Haus einen Ausblick aufs Meer bot, folglich konnte es nicht allzu weit sein. Ich beschloss, zu Fuß zu gehen und mich durchzufragen.

Mit meinem Koffer ging ich ein Stück die Straße entlang.

Der Bürgersteig war schmal und voller Menschen. Ich nahm meinen Koffer in die linke Hand und folgte zwei drallen Mädchen in wadenlangen Röcken. Ein Mann stand vor seinem Laden, wo unzählige Postkarten an langen, von der Decke bis zum Boden reichenden Schüren baumelten, und rauchte eine Zigarre. »Hübsche Karten«, rief er mir zu. In seinen Mundwinkeln hing Speichel. »Die besten in der ganzen Stadt.«

»N... nein danke«, stammelte ich. »Ich muss weiter.«

»Suchst du ein Hotel, mein Freund? Ich kann dir ein Zimmer besorgen. Hübsche kleine Pension, nur eine Half Crown pro Nacht.«

»Kein Bedarf, danke.« Ich hastete weiter und überholte die beiden feisten Mädchen, wobei ich mit dem Koffer gegen meine Schienbeine stieß. Schließlich gelangte ich zu einer Kreuzung.

zung. Busse fuhren an mir vorbei, einer mit offenem Deck, von dem aus mir ein paar Mädchen mit Strohhüten zuwinkten. Ich lächelte flüchtig und wandte eilig den Kopf ab, als sie anfangen, mir kichernd Handküsse zuzuwerfen. Ich überquerte die Straße, ging an einem Tanzlokal im Keller eines Gebäudes vorbei, das an vier Abenden pro Woche einzigartiges Tanzvergnügen anpries, bis ich zu guter Letzt an der belebten Promenade stand, die sich über die gesamte Länge des Strands zog. Wieder wechselte ich die Straßenseite, blieb an dem himmelblau gestrichenen Geländer stehen und stellte meinen Koffer zwischen die Beine.

Ich befand mich etwa drei Meter über dem Strand. Unebene Stufen führten auf einen Uferweg hinab. Aus den Verkaufsbuden der Händler in den Gewölben unter mir drang der Gestank nach Fisch. Zu meiner Linken waren mehrere Strandhütten, vor denen sich Familien eingefunden hatten – Frauen sonnten sich auf Liegestühlen, Männer schwitzten in ihren Oberhemden und Krawatten. Ein paar hatten als Zugeständnis an die sommerlichen Temperaturen zumindest die Hemdsärmel aufgerollt.

Ein Stück weiter standen Esel auf einer Koppel. Ein Kind ritt auf einem der Tiere und schrie mit hochrotem Gesicht nach seiner Mutter, die ihm vom Strand aus zuwinkte. Einige Strandbesucher, die Mehrzahl von ihnen Schulkinder, tummelten sich im Wasser. Auf der Promenade erblickte ich ein Kindermädchen, das seine beiden kleinen Schützlinge fest an den Händen hielt und ihnen erklärte, dass sie unter keinen Umständen eine Tüte Bonbons von dem zerlumpten Händler am Stand bekämen.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte ich, als sie an mir vorbeiging. Sie hob fragend die Brauen. »Ich suche Castaway House.«

»Das kenne ich! Das kenne ich!«, rief der kleine Junge, hüpfte aufgeregt auf und ab und zerrte an ihrer Hand.

»Still!«, ermahnte sie ihn scharf. Augenblicklich verstummte er und schob beleidigt die Unterlippe vor. Sie lächelte verkniffen. »Tut mir leid, aber ich habe den Namen noch nie gehört.«

»Es befindet sich auf dem ... äh ...« Ich zog Alecs Brief heraus. »Gaunt's Cliff.«

»Das ist da hinten«, meldete sich der kleine Junge wieder zu Wort und zeigte mit der freien Hand hinter sich. »Das da ist Gaunt's Cliff, und das Haus steht ganz oben. Vater hat es mir gezeigt und eine schlimme Geschichte erzählt ...«

Das Kindermädchen packte ihn am Ohr. »Ich habe es dir schon einmal gesagt und werde es kein zweites Mal tun.« Sie seufzte. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen, Sir. Sie werden wohl jemand anders fragen müssen.«

»Schon gut.« Ich lächelte dem kleinen Jungen etwas verunsichert zu und tippte zum Gruß an den Hut. »Danke schön.«

Gaunt's Cliff war – zumindest nach dem, was der Knirps gesagt hatte, und ich war geneigt, ihm zu glauben – ein steiler Hang, der hoch über dem Meer aufragte. Ganz oben, hatte der Junge gesagt. Ich schloss abermals die Finger um den Griff meines Koffers. Sollte er gelogen haben, verdiente er es, kräftig am Ohr gezogen zu werden.

Ich bog nach rechts ab und folgte der Promenade ein Stück. Mietkutschen standen in einer Reihe am Straßenrand wie übergroße Kinderwagen, die auf Riesenbabys warteten. Eine hielt direkt neben mir, und ein buntes Grüppchen stieg lachend und aufgeregt plappernd aus. Unwillkürlich musste ich an das langsame Ticken der Uhr auf dem Kaminsims und das leise Rascheln von Vaters Zeitung denken. Obwohl ich erst seit ein paar Minuten hier war, hatte Helmstone mich bereits in seinen Bann geschlagen.

Ich ging zwischen den Kutschen hindurch und überquerte die Straße, hinter der sich Gaunt's Cliff erhob. Gerade als ich mich für den langen, steilen Marsch wappnen wollte, ertönte eine Stimme hinter mir. »He, du da mit dem Koffer! Stell den sofort hin!«

Erschrocken fuhr ich herum und sah meinen Cousin Alec den

Hügel herunterkommen. Er hatte blonde Haare und sah wie gewohnt blendend aus in seinem elfenbeinfarbenen Anzug und mit dem rosa Einstecktuch. Die Hände hatte er in die Hosentaschen geschoben. »Tut mir leid, mein Freund«, sagte er breit grin- send. »Ich habe mich in der Uhrzeit vertan. Aber du hast den Weg ja schon gefunden, was?« Er umschloss meine Finger mit beiden Händen und schüttelte sie. »Da bist du also. Diese Be- erdigung ... kann mich an nichts mehr erinnern. Voll wie eine Haubitze, verstehst du? War ja eine ziemlich rührselige Angele- genheit ... dass Mutter plötzlich die Radieschen von unten an- sieht und so. Vater hat mir später gesagt, ich hätte dich über den Sommer nach Castaway eingeladen.«

»Oh.« Ich schluckte. »Ich h... hoffe, das ist okay.«

»Es passt sogar ganz wunderbar. Kann mir nichts Besseres vor- stellen.« Er nahm mir den Koffer aus der Hand und tat meinen Protest mit einer unwirschen Handbewegung ab. »War meine Schuld. Wollte dich eigentlich mit dem Wagen am Bahnhof ab- holen, aber ... na ja, wir haben's hier nicht so mit den Förmlich- keiten. Castaway ist ein moderner Haushalt, Robert. Wirst schon sehen. Ich trage meinem Cousin sogar den Koffer.« Schwung- voll hob er meinen Koffer hoch, verzog jedoch das Gesicht, als er merkte, wie schwer er war.

»Das ist wirklich nett von dir«, sagte ich und folgte ihm jap- send den Hügel hinauf. Ich konnte nur hoffen, dass sich der Zu- stand meiner Lunge über den Sommer verbessern würde.

»Nicht der Rede wert. Ich hatte ja keine Ahnung, dass du dem Tod gerade noch mal von der Schippe gesprungen bist. Was war denn los? Die Brust?« Er schlug sich auf den Brustkasten. »Hab gehört, du musstest die Uni verschieben.«

»Ja. Aber ich hoffe ... ich kann ... im Herbst endlich anfan- gen.«

»Gut. Ich schätze, du weißt, dass ich aus Brasenose geflogen bin. Aber darüber reden wir natürlich nicht, haha. Und wohin

soll's dann gehen? Madgalen? Kannst froh sein, dass Großvater ein bisschen Geld für dich auf die hohe Kante gelegt hat. Das war das Mindeste, was der alte Griesgram tun konnte. Clara ist übrigens zu Hause.«

»Clara?«, wiederholte ich, verblüfft über den abrupten Themenwechsel.

»Meine Frau«, sagte er. »Die neue Mrs Bray.«

Seine Erklärung klang so merkwürdig, dass ich mir keinen Reim darauf machen konnte. »Ich kann mich nicht erinnern, sie beim Begräbnis gesehen zu haben.«

»Sie war auch nicht da«, erwiderte er knapp. »Aber jetzt, wo Mutter mir Castaway hinterlassen hat, ist sie recht glücklich.«

Von dem anstrengenden Anstieg und der heißen Sonne brach mir der Schweiß aus, und ich schlüpfte aus meiner Jacke und hängte sie mir über den Arm. Ich wusste nur, dass Castaway House der Sommersitz der Familie war; zu Lebzeiten meiner Tante hatte kein Mitglied der Carver-Familie jemals einen Fuß über die Schwelle gesetzt.

»Hast du noch deine alte Wohnung in London?«, erkundigte ich mich, als mir die Gerüchte über Alocs wilde Jahre in der Stadt wieder einfielen.

»Ich hab sie aufgegeben.« Wieder lag dieser eigentümliche Tonfall in seiner Stimme. »Castaway ist jetzt mein Wohnsitz. Als ehrbarer Mann kann man sich nicht mehr ungeniert in der Weltgeschichte herumtreiben.«

Vermutlich meinte er damit, dass er erst durch seine Heirat ein ehrbarer Mann geworden war, allerdings war ich nicht ganz sicher, weshalb. Alec und Clara hatten heimlich geheiratet, und die Neuigkeit hatte für einigen Wirbel gesorgt. Laut Familiengerüchteküche hatte Alocs Frau vor der Eheschließung als Schauspielerin auf irgendwelchen Londoner Bühnen gestanden, wenn auch nur in zweitklassigen Musicals und zeitweise sogar in diesen Revuen, wo die jungen Damen halb oder gar vollständig

nackt auf der Bühne herumhüpften. Mutter, die mit ihrer eigenen Eheschließung gehörig in Verruf geraten war, hatte sich genüsslich über die Details ausgelassen, vor allem im Hinblick darauf, was ihr Bruder, mein Onkel Edward, wohl zu der Verbindung sagen würde.

»Er ist ein fürchterlicher Snob«, hatte sie voller Genugtuung gesagt. »Und Viviane ist keinen Deut besser. Du warst ja damals schon nicht standesgemäß. Der Himmel allein weiß, was sie zu dieser Verbindung erst sagen.«

Sie sprach mit meinem Vater, der mit seiner Pfeife zwischen den Lippen im Salon saß und lediglich nickte. Ich sah ihm an, dass er ihr gar nicht zuhörte. Ich dagegen malte mir aus, wie die geheimnisvolle Frischangetraute meines Cousins splitterfasernackt auf einer Londoner Bühne sang und tanzte, und hatte alle Mühe, mich auf die aktuelle Ausgabe des *Bystander* in meinem Schoß zu konzentrieren und meine Fantasie halbwegs im Zaum zu halten.

Logischerweise konnte ich es kaum erwarten, endlich ihre Bekanntschaft zu machen, auch wenn Alecs auffallender Mangel an Begeisterung meine Aufregung ein klein wenig dämpfte. Wenn sie weder über wichtige Beziehungen noch über eigenes Vermögen verfügte, musste sie eine wahre Schönheit sein, sonst hätte sie Alec wohl kaum für sich gewonnen.

Als Junge war Alec stets mein großes, leuchtendes Vorbild gewesen. Er war fünf Jahre älter als ich und besaß eine Souveränität, die ich nicht erklären konnte. Damals war mir nie in den Sinn gekommen, unsere unterschiedlichen familiären Verhältnisse in Frage zu stellen. Wir lebten in einem bescheidenen Ziegelsteinhaus und hatten eine Zugehfrau, die einmal pro Woche kam, wohingegen Onkel Edward und Tante Viviane in einem regelrechten Palast mit feudalen Säulen in Lancaster Gate und mit einer ganzen Armee schwarz gekleideter Dienstmoten residierten, die sofort zur Stelle waren, wenn jemand mit der Glocke

läutete, und außerdem ein, wie sie es nannten, »Strandhaus« in Helmstone besaßen.

Unser Kontakt beschränkte sich auf ein absolutes Minimum – einmal im Jahr fuhren Mutter und ich nach London, um unseren überheblichen Verwandten einen Besuch abzustatten. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn Alec gerade nicht im Internat war, sah ich ihn, allerdings verschwand er meist genauso schnell, wie er aufgetaucht war. Er wurde in regelmäßigen Abständen wegen schlechten Benehmens der Schule verwiesen – für mich, der damals noch mit den Nachbarskindern Kastanienweitwerfen spielte, eine unglaublich faszinierende Vorstellung.

Eines Tages, als ich etwa zehn Jahre alt war, beschloss Alec aus einer Laune heraus, eine kleine Spritztour mit mir zu unternehmen, während meine Mutter in der Gesellschaft meiner schwächlichen Tante Viviane mit ihrem ausgeprägten Upperclass-Akzent zurückblieb. Dank der Großzügigkeit meines Großvaters würde ich demnächst nach Crosspoint geschickt werden und sprach, sehr zu Tante Vivianes Missfallen, immer noch den lokalen Dialekt. Ich konnte nur staunen, mit welcher Lässigkeit Alec dem Chauffeur Anweisungen erteilte, während er mich in den Wagen verfrachtete.

»Ins Naturhistorische Museum, Fenner, wenn es beliebt«, sagte er und rutschte neben mich. Verblüfft blickte ich auf die vorüberziehenden Londoner Straßen. Ich hatte noch nie in einem Automobil gesessen und sog jede Sekunde dieses Abenteuers in mich auf. Alec bugsierte mich durch die gewaltigen Portale des Museums und an Dinosaurierskeletten vorbei, was an sich schon ein Erlebnis war, doch das Schönste bestand für mich darin, dass ich den Tag in Gesellschaft meines Cousins verbringen durfte.

Am Ende wollte er noch einmal zu dem Diplodokus zurück, vor dem wir eine Weile wortlos standen. Er wirkte schon den ganzen Tag leicht abwesend, doch ich kannte ihn zu wenig, um beurteilen zu können, ob das Teil seines Wesens war.

»Ich glaube, dass ich sowieso bald tot sein werde«, sagte er – dies schien das Ergebnis einer minutenlangen inneren Debatte zu sein, und ich erschrak ein wenig.

»Wieso, bist du krank?«, erkundigte ich mich. Ich wusste, dass Tante Viviane angeschlagen war – »die Nerven«, sagte meine Mutter immer –, Alec hingegen hatte stets den Eindruck gemacht, als erfreute er sich bester Gesundheit.

»Falls der Krieg weitergehen sollte«, fügte er hinzu. »Alle reden nur noch von der Zwangseinberufung. Vielleicht wäre es ja das Beste ... von einer deutschen Maschinenpistole in Fetzen gerissen zu werden.«

»Aber die können dich doch nicht zwingen«, hielt ich dagegen. »Oder? Erst wenn du mit der Schule fertig bist.« Für mich betraf der Krieg stets nur die Erwachsenen. Einige meiner Klassenkameraden hatten ältere Brüder, die nach Frankreich an die Front geschickt worden waren. Manchmal fehlte einer von ihnen plötzlich beim Unterricht, und der Lehrer erklärte uns jedes Mal, wir sollten für die Gefallenen beten, aber auf keinen Fall vor Huggins oder vor Wilberforce darüber sprechen, wenn sie in der folgenden Woche zurückkämen. Für mich war der Krieg etwas, das in der Ferne vonstattenging.

Alec zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Wer weiß? Bestimmt wären alle froh, wenn ich weg wäre.«

»Ich nicht«, widersprach ich mit fester Stimme, woraufhin er lächelte und mir das Haar zerzauste.

»Danke, Robert. Wenn einen die Leute sowieso schon für einen schlimmen Finger halten, kann man auch gleich so weitermachen, verstehst du?«

Nein, ich verstand nicht, ganz und gar nicht, nickte aber trotzdem und versuchte (vergeblich), Alecs lässiges Schulterzucken zu imitieren. »Wenn es nach meiner Mutter ginge, wäre ich nie geboren worden«, fuhr er düster fort. »Aber ich habe gehört, sie hat schon ein neues Kind, das meinen Platz einnimmt.«

Das klang selbst in meinen Ohren so unwahrscheinlich, dass ich hastig sagte: »Das kann doch nicht sein.«

Ein kaltes Lächeln spielte um seinen Mund. »Sie wollte schon immer jemanden haben, der ihre ... ihre ...« Er machte eine hilflose Geste. »Jedenfalls bin ich eine Riesenenttäuschung, also kann ich genauso gut in den Krieg ziehen.«

»Bitte, geh nicht.« Unwillkürlich berührte ich seinen Jackenärmel.

Wieder lächelte er mich an, diesmal etwas wärmer. »Na gut, Carver, wenn du unbedingt willst, dass ich bleibe, dann bitte.«

Drei Monate vor dem Waffenstillstand wurde Alec achtzehn. Er befand sich auf dem Weg nach Frankreich, als sein Bataillon in Dover gestoppt wurde. Nach zweiundzwanzig Stunden schickte man die Männer nach Gloucestershire, wo er den Rest seiner Wehrzeit Briefe abstempelte. Trotz seiner düsteren Propeheziungen war er für mich stets ein Glückspilz gewesen, und selbst nun, da er den steilen Hügel von Gaunt's Cliff vor mir hinaufging, empfand ich es beim Gedanken an seine Erbschaft und seine junge Braut einmal mehr als Privileg, mich in seinem glamourösen Dunstkreis aufhalten zu dürfen.

»Da wären wir«, verkündete er schließlich. »Willkommen in unserer bescheidenen Hütte. Natürlich ist sie nur halb so groß wie unser Haus in Lancaster Gate, aber ich hoffe, du fühlst dich dennoch wohl bei uns.«

Ich holte tief Luft und wartete darauf, dass sich meine Lunge halbwegs erholte. Wir befanden uns oben auf der Klippe. Zu meiner Linken trennte uns ein Geländer von der Promenade tief unter uns. Die Wellen klatschten lautstark ans Ufer, und ein Steg ragte wie ein dürrer Finger aus den im Sonnenschein glitzernden Wellen. Vor uns endete die Straße abrupt und mündete in einen Pfad, der an der Klippe entlang neben einem umgegrabenen Feld verlief. Rechts von mir schmiegt sich prachtvolle Regency-Häuser an den steilen Hang.

Das oberste Haus war größer als die anderen und in einem Buttergelb gestrichen, das das weiche Licht der Frühsommer-sonne reflektierte. Es hatte sechs Stockwerke und ein mit Zinnen versehenes Dach. Den Eingangsbereich säumten Säulen. Über der Haustür war ein Buntglasfenster im Art-déco-Stil eingelassen, dessen Inschrift ich jedoch nicht erkennen konnte. In diesem Moment ging die Tür auf, und ein Hausdiener mit kastanienbraunem Haar kam uns entgegen.

»Scone!« Alec überquerte die Straße und stellte meinen Koffer mitten auf den Weg. Der Mann, vermutlich ein Butler, nahm ihn. »Bringen Sie ihn in den fünften Stock, ja?«

Scone nickte. »Soll ich Mr Carver gleich den Weg zeigen?«

»Gute Idee.« Alec schob mich vor sich her. »Was hältst du davon, wenn du dich ein Stündchen ausruhst? Danach gehen wir in die Stadt und trinken etwas, damit wir um acht zum Essen wieder zurück sind.«

»Das klingt ...« Ich dachte an die unzähligen Aufgaben, die mir selbst während meiner langen Krankheit zu Hause jeden Tag aufgetragen worden waren. »Absolut wunderbar.«

»Perfekt. Ich klopfe bei dir an. Hier, das wird dir gefallen.« Wir gingen die Treppe hinauf, und er zeigte auf das Fenster, in dem, wie ich nun erkannte, der Name des Hauses stand. »Mutter hat das Fenster einsetzen lassen, als sie das Haus geerbt hat. Sie hat es heiß und innig geliebt, musst du wissen. Und London hat sie gehasst wie die Pest.«

Ich trat über die Schwelle. Ein Perserteppich lag auf den schwarz-weißen Steinfliesen. Die Sonne schien durch das Buntglasfenster und warf farbige Rauten auf den Boden. Auf der einen Seite stand eine Mahagonikommode mit einer Silberplatte für die Post, darüber war ein mit Amorfiguren und Blattwerk verzierter Spiegel angebracht. Scone nahm mit einer raschen Bewegung das Jackett von meinem Arm und hängte es an einen Haken im Vorraum zwischen den beiden Haustüren.

»Hier ist das Esszimmer«, sagte Alec lässig und deutete auf eine halb geöffnete Tür zu seiner Linken. »Scone zeigt dir alles andere. Ich werde eine Runde im Garten drehen.«

Er zwinkerte mir zu und verschwand durch eine Tür am Ende eines schmalen Durchgangs. »Bitte, hier entlang, Sir«, sagte Scone.

Am Fuß der Treppe hing ein schimmernder Messinggong. Das auf Hochglanz polierte Holzgeländer war an einem Ende mit einem kunstvoll geschwungenen Schnörkel verziert. Die Stufen hatte man mit einem dunkelroten Teppich ausgelegt, und die Wände schmückten zahlreiche Gemälde. Ich fragte mich, ob Alec das Interieur geerbt oder ob die neue Mrs Bray Hand angelegt und ihrem Heim eine persönliche Note verliehen hatte. Was für einen Geschmack hatte wohl eine einstige Schauspielerin?

Im ersten Stock war ein kleiner Treppenabsatz, der von einem Fenster erhellt wurde. Vor uns erblickte ich eine Tür. »Hier ist der Salon, Sir«, sagte Scone und betonte jedes Wort mit bemerkenswertem Missmut, was die Frage aufwarf, wie ein einfaches Zimmer eine derartige Missbilligung auslösen konnte. Er deutete auf die Tür neben uns. »Und hier befindet sich die Bibliothek. Mr Bray wünscht, dass Sie sie ganz nach Belieben benutzen.«

Im Obergeschoss zeigte Scone mir Mr Brays Schlafzimmer, ehe er mir mit unübersehbarem Stolz das Badezimmer präsentierte. »Es ist hochmodern, Sir«, sagte er und deutete auf den Badeofen, der Heißwasser für die Wanne lieferte. Er bestand darauf, mir die Hähne sowohl für die Badewanne als auch fürs Waschbecken zu erklären. »Rechts für das kalte Wasser, links fürs heiße, Sir.«

»Hervorragend«, sagte ich, als wäre ich an Komfort wie diesen gewöhnt und müsste mich nicht mit eiskalten Bädern in der Schule oder der Zinkwanne vor dem Kamin meines Elternhauses herumschlagen.

»Der dritte Stock«, murmelte er auf dem nächsten Treppenab-

satz mit einer vagen Geste zu den geschlossenen Türen, was den Schluss nahelegte, dass es sich um Mrs Brays und sonstige Privaträume handelte. Wir gingen weiter ins vierte Stockwerk, wo laut Scone das Arbeits- und Schlafzimmer von Mr Bray senior lagen.

»Wie oft kommt er denn zu Besuch?«, fragte ich mit einem aufgesetzten Lächeln in der Hoffnung, dass er sich auf gelegentliche Stippvisiten beschränkte. Mein Onkel gehörte zu den Männern, die ihre ständige Übellaunigkeit sorgsam pflegten, und dass er früh Witwer geworden war, trug auch nicht gerade zur Hebung seiner Stimmung bei.

»Bislang hat er noch keine Zeit gefunden«, antwortete Scone sanft. »Wir hoffen aber, dass wir ihn im Lauf des Sommers begrüßen dürfen.«

»Ah ja«, sagte ich und dachte mit einem Anflug von Erleichterung, dass es für ihn womöglich eine nicht hinnehmbare Schmach darstellte, in dem Haus, das einst ihm gehört hatte, eines der oberen Stockwerke bewohnen zu müssen, noch dazu, wo ihm die junge Hausherrin gesellschaftlich weit unterlegen war.

Wir gelangten in den fünften und damit obersten Stock des Hauses. Allerdings bemerkte ich eine Treppe, die zu einer geschlossenen Tür führte. Vermutlich die Dienstbotenquartiere. Vor uns waren zwei Türen. Scone öffnete die rechte und betrat ein hübsch möbliertes Zimmer mit einem Himmelbett, einem Kamin und einem Schreibtisch. Das Schiebefenster stand einen Spalt breit offen, und eine frische Brise wehte herein. »Möchten Sie, dass ich für Sie auspacke, Sir?«, erkundigte er sich, nachdem er meinen Koffer aufs Bett gelegt hatte.

»Nein, nein«, sagte ich eilig. So viel Aufmerksamkeit war mir peinlich. »Ich komme schon zurecht, danke.«

»Sehr schön. Darf ich Ihnen Tee bringen lassen?«

Ich grinste. »Das wäre wunderbar.« Ich sah mich um. »Sie sind sehr freundlich.«

Scone stieß ein leises Schnauben aus. Vermutlich war ich mit

meiner Bemerkung zu weit gegangen. Errötend ging ich auf den dunklen Korridor hinaus. »Was ist hinter dieser Tür?«, fragte ich, als Scone zu mir trat.

Er öffnete sie. »Das Kinderzimmer, Sir.«

In der einen Ecke stand ein Gitterbettchen, in der anderen ein gewöhnliches Bett, wahrscheinlich für das Kindermädchen. Ich erblickte einen mit Tintenflecken übersäten Schreibtisch und ein ramponiertes Schaukelpferd, dessen Mähne fast vollständig ausgerissen war. An manchen Stellen wies das Holz tiefe Scharten auf, und jemand hatte mit Filzstift ein Auge gelb, das andere grün angemalt – sichtbare Beweise kindlicher Zerstörungswut.

»Ich wusste gar nicht, dass sie schon Kinder haben«, sagte ich, obwohl es keinen Grund gab, weshalb ausgerechnet ich es wissen sollte.

»Haben sie auch nicht.« Scone lächelte, und der Verdacht stieg in mir auf, dass er mich wohl für unterbelichtet hielt. »Das war früher Mr Brays Kinderzimmer.«

»Ah. Natürlich.« Wieso war wohl nichts in dem Zimmer verändert worden? Bestimmt wird es bald wieder benutzt, dachte ich errötend. Hoffentlich würden sie wenigstens das Schaukelpferd ersetzen – der stiere Blick aus den angemalten Augen fühlte sich höchst unangenehm an.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück und nahm es gründlich in Augenschein. Alec hatte Recht: Das Londoner Haus seiner Eltern war doppelt so groß wie Castaway, allerdings hatte mir das riesige Anwesen mit seinen düsteren Zimmern und den langen Gängen, in denen das Echo der Schritte hallte, immer Angst gemacht. Dieses Haus hier, mit seinem elegant geschwungenen Treppengeländer, den hohen Schiebefenstern und den dunklen glänzenden Holzfußböden, war genau das Richtige für mich.

Ich trat ans Fenster und blickte auf den Garten hinunter. Er war herrlich großzügig angelegt, gepflasterte Wege verbanden mehrere Lauben. Ganz hinten entdeckte ich einen reich verzierten

Teich, um den mehrere Liegestühle gruppiert waren, und in der Ecke stand ein von Ranken überwuchertes steinernes Gartenhaus. Direkt unter mir befanden sich der Wintergarten mit Glasdach und eine Terrasse mit schmiedeeisernen Tischen und Stühlen.

Auf einmal erblickte ich Alec, der scheinbar gedankenverloren, die Hände tief in den Taschen vergraben, einen Weg entlangschlenderte. Ich lehnte mich gegen den Fensterrahmen und beobachtete ihn eine Weile voller Zuneigung. Bislang hatte ich nie Gelegenheit gehabt, ihn wirklich kennenzulernen, aber vielleicht konnte ich es ja jetzt nachholen.

Draußen vor der Tür klapperte Geschirr, dann hörte ich unterdrücktes Stöhnen. Ich riss die Tür auf und sah ein junges Mädchen mit gesenktem Kopf vor mir stehen, in der Hand ein Tablett, auf dem eine Teepfütze schwamm.

»Bitte entschuldigen Sie, Sir«, sagte sie. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Ich hole sofort neuen Tee.«

»Ist schon gut.« Sie wich erschrocken zurück, als ich ihr das Tablett aus der Hand nahm und auf der Kommode abstellte. Ich hob die Tasse hoch und fuhr mit dem Waschlappen, der für mich bereitgelegt worden war, über die Untertasse, säuberte die Tasse und stellte sie wieder hin. »So, schon fertig. Nichts passiert.«

Noch immer hatte sie den Kopf so tief gesenkt, dass ihr Kinn ihre Brust berührte. »Danke, Sir. Sie sind sehr freundlich, Sir«, wisperte sie.

Ich lachte. »Wir wollen doch aus einer Mücke keinen Elefanten machen, oder? Wie heißen Sie?«

Hastig schaute sie nach links und rechts, als wollte sie am liebsten fliehen. Eine strohblonde Haarsträhne ragte aus ihrem Häubchen. »Agnes, Sir. Ich bin erst seit kurzem Hausmädchen. Davor war ich nur Hilfsmädchen, deshalb bin ich nicht daran gewöhnt, Tablett zu tragen, und ...« Sie verstummte, als wäre ihr bewusst geworden, dass sie schon viel zu viel gesagt hatte.

»Nun, es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Agnes.

Mein Name ist Carver. Ich bin Mr Brays Cousin und werde den Sommer hier verbringen.«

»Ja, Sir.« Langsam wich sie zurück zur Tür.

Plötzlich geriet ich in Verlegenheit, als hätte ich sie gegen den Schrank gedrückt und mich schamlos über sie hergemacht. »Nun ... äh ... ich dachte, Sie wüssten es vielleicht nicht.«

»Nein, Sir. Ist das alles, Sir?«

Noch bevor ich antworten konnte, war sie verschwunden. Ich seufzte. Gerade als ich beschlossen hatte, nicht länger über sie nachzudenken, fand ich mich unversehens auf dem Korridor wieder. »Agnes?«, rief ich ihr hinterher.

Sie blieb auf dem oberen Treppenabsatz stehen. Einen Moment erinnerte sie mich an einen Spatz, der versehentlich in ein Haus geflogen war und nicht wieder herausfand. »Ja, Sir?«

Ich lächelte. »Sicher gewöhnen Sie sich im Handumdrehen an alles.«

Sie ließ den Atem entweichen und stand in Erwartung einer weiteren Anweisung reglos da. Als ich schwieg, gestattete sie sich ein knappes Nicken. »Danke, Sir«, flüsterte sie und eilte davon. Kopfschüttelnd kehrte ich in mein Zimmer zurück und goss mir Tee ein. Der angemessene Umgang mit Dienstboten war noch nie recht meine Sache gewesen; sie schienen es regelrecht als Beleidigung aufzufassen, wenn man freundlich zu ihnen war. Andererseits machte diese Agnes den Eindruck, als hätte sie Angst vor ihrem eigenen Schatten.

Ich trank Tee, packte meinen Koffer aus und machte mich auf den Weg ins Badezimmer, wo ich mir das Gesicht mit heißem Wasser wusch. Das Scheppern und Rumpeln des Badeofens entpuppte sich als ausgesprochen lästig. Da mir noch etwas Zeit blieb, ging ich in mein Zimmer zurück und zog einen Stuhl vor den Spiegel, um ein kleines Selbstporträt anzufertigen. Auch wenn es mir so vorkam, als ob sich meine Fertigkeiten allmählich entwickelten, fragte ich mich am Ende, wessen Gesicht ich

da zu Papier gebracht hatte. Fest entschlossen, mich von dem Fehlversuch nicht aus der Ruhe bringen zu lassen, faltete ich das Blatt zusammen, um es mir später noch einmal anzusehen. Dann stand ich auf und ging nach unten.

Als ich überlegte, was es wohl zum Abendessen geben würde, ging die Wohnzimmertür im ersten Stock auf, und eine Frau trat heraus – schätzungsweise jene Frau, deren Heirat mit meinem Cousin für einigen Aufruhr in der Familie gesorgt hatte, Mrs Alexander Bray.

Bei meinem Anblick sog sie scharf den Atem ein. Sie war kleiner, als ich erwartet hatte, und hatte ein bleiches, verkniffenes Gesicht, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. Winzige Pickel sprossen auf ihrer Stirn. Ihr dunkles halblanges Haar war unfriert. Sie trug einen jadegrünen Morgenrock aus einem fließenden Stoff und mit Pelzbesatz an den Ärmeln und hatte sich die Nägel blutrot lackiert.

Ich streckte ihr die Hand hin. »Wie schön, dass wir uns endlich kennenlernen. Ich bin Robert Carver, Alocs Cousin.«

Sie starrte auf meine Hand, als hielte ich ihr einen toten Fisch hin. »Ich weiß, wer Sie sind, Mr Carver«, gab sie mit eisiger Stimme zurück.

»Oh, gut.« Ich grinste dümmlich und ließ meine Hand sinken. Dabei erhaschte ich einen Blick in das schöne, in Blau und Gold gehaltene Wohnzimmer mit einem riesigen goldgerahmten Spiegel über dem Kamin.

Schnell zog sie die Tür hinter sich zu. »Sie sind der Schmarotzer, der sich hier über den Sommer von meinem Mann aushalten lassen will.«

Ich starrte sie entsetzt an. »Ich ... ich versichere Ihnen, dass ich keineswegs ... dass ich niemals ...«

Sie brachte mich mit einer barschen Geste zum Schweigen. »Bitte. Ihre Motive interessieren mich nicht im Geringsten. Sollte Sie allerdings mein wunderbarer charmanter Schwiegervater

hergeschickt haben, damit Sie herumschnüffeln, können Sie ihm von mir Folgendes ausrichten: Wenn das der Preis für die Apagnage meines Mannes ist, kann er sie sich in den Hintern schieben. Guten Tag.«

Damit drängte sie sich an mir vorbei und ging die Treppe hinunter.

Ich stand wie vom Donner gerührt da und starrte auf die Stelle, wo sie gerade noch gestanden hatte, während mir die Hitze ins Gesicht stieg. Meine Knie drohten nachzugeben, und ich musste mich am Geländer festhalten. Zu meinem Entsetzen spürte ich heiße Tränen, die ich eilig wegblinzelte. In diesem Augenblick hörte ich Alocs Stimme und ging die Treppe hinunter, die Hand fest auf dem Geländer.

»Da bist du ja!«, rief er mir grinsend zu. »Können wir ... ich schlage vor, wir ...«

Ich marschierte geradewegs an ihm vorbei, öffnete die Eingangstür, ging die Treppe hinunter, den Weg bis zum Tor und ein Stück die Straße entlang bis zu dem mit einem Geländer gesicherten Aussichtspunkt.

»Robert! Was ist denn los, Robert?«, hörte ich Alec hinter mir rufen. Mein Atem kam stoßweise. Ich hielt das Geländer so fest umklammert, dass meine Fingerknöchel weiß hervortraten. Mit halb belustigter, halb besorgter Miene stellte Alec sich neben mich. »Du bist an mir vorbeigerauscht, als hättest du eine Handgranate im Arsch.«

Unwillkürlich musste ich an Mrs Bray und ihre Unflätigkeit denken und verzog das Gesicht. »Ich kann hier nicht bleiben. Es tut mir leid, aber ich werde morgen früh gleich mit dem ersten Zug zurückfahren.«

»Weshalb um alles in der Welt ...« Seine offenen, freundlichen Züge verdüsterten sich. »O nein. Sag mir sofort, dass sie es nicht getan hat. Sag mir sofort, dass meine Frau nicht über dich hergefallen ist.«

»Sie ... äh ...« Überwältigt von meinen Gefühlen bekam ich einen Hustenanfall. Das war das alte Problem: Sobald ich unter extremem Druck stand, streikte meine Lunge. Ich spürte das kühle eiserne Geländer unter meinen Fingern und versuchte, ruhiger zu atmen. Ein, aus, ein, aus. »Zum einen hat sie mir vorgeworfen, ein ... nun ja, ein Schmarotzer zu sein, und außerdem soll mich dein Vater als Spion eingespannt haben.«

»Gütiger Gott.« Alec stützte sich mit den Ellbogen auf dem Geländer ab und barg das Gesicht in den Händen. »Es tut mir wahnsinnig leid, Robert.«

Am liebsten hätte ich ihm versichert, dass es nicht weiter schlimm sei, doch die Worte wollten nicht über meine Lippen kommen. »Hätte ich auch nur eine Sekunde daran gedacht, du könntest mich für ... nun, ich würde doch niemals ...«

»Hör nicht auf sie. Das hat sie nur gesagt, um dich zu kränken. Diese Frau ist der schlimmste Parasit auf Gottes Erdboden.« Er sah mich an. »Ich sage es nur sehr ungern, Robert, aber das Klischee stimmt leider. Übereilte Heirat et cetera et cetera.«

Ich erinnerte mich noch daran, wie ich vor langer Zeit mit Großvater auf Hasenjagd gegangen war. Wir hatten tatsächlich ein Tier aufgestöbert, das mit weit aufgerissenen Augen in den Lauf meines Gewehrs geblickt hatte. Genau so fühlte ich mich. »Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz.«

»Nein?« Er zog ein Zigarettenetui aus seiner Sakkotasche und bot mir eine an. Ich schüttelte den Kopf, während er sich eine zwischen die Lippen schob und sie anzündete. »Ich dachte, ich zeige es diesen verstockten Langweilern mal so richtig – Vater, Mutter, all den anderen. Wenn man ein Mädchen liebt, ist es doch egal, ob sie Schauspielerin, Straßenfegerin oder Erntehelferin ist, oder? Aber sie hat gesehen, dass es bei mir etwas zu holen gibt, und jetzt ist sie mit mir verheiratet und hasst nicht nur mich, sondern auch alle anderen um mich herum, und leider hast du die volle Breitseite abbekommen. Es tut mir aufrichtig leid.«

Ich blickte auf die winzigen Gestalten hinunter, die die Promenade entlangschlenderten, und sog die kostbare Seeluft tief in meine Lunge. »Sie schien zu glauben, dass deine Apanage gefährdet sein könnte.«

»Vater droht uns schon seit der Hochzeit damit«, schnaubte Alec. »Sie muss fürchterliche Angst davor haben, wieder arm zu sein.«

»Wie auch immer. Du verstehst, dass ich unter diesen Umständen keinesfalls bleiben kann.«

Alec legte seine Hand auf die meine. »Du musst bleiben«, sagte er. »Ich bin drauf und dran, den Verstand zu verlieren – hier eingesperrt zu sein, mit ihr und den Diensthofen, die sich über jede Kleinigkeit das Maul zerreißen. Außerdem ist sie entweder unterwegs oder bei einer ihrer geheimnisvollen Besorgungen, von denen sie mir nie erzählt. Du wirst sie nicht einmal zu Gesicht bekommen.«

»Ich kann nicht«, sagte ich. »Mir war nicht bewusst ... das heißt, ich würde keinesfalls wollen, dass ...«

»Oh, verdammt«, unterbrach Alec mein Gestammel und blickte an mir vorbei den Hügel hinunter.

»Was ist?« Ich drehte mich um und sah einen bärtigen Mann mittleren Alters mit einem zerkratschten Hut und runder Brille auf uns zusteuern. Er winkte aufgeregt herüber, obwohl ihn gerade einmal ein paar Meter von uns trennten. »Guten Tag, Mr Bray!«

Alec begrüßte ihn wenig begeistert. »Dr. Feathers.«

Der Mann strahlte. »Sagen Sie bloß, das ist der berühmte Cousin. Wie geht es Ihnen? Es ist mir eine große Freude, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Er packte meine Hand und schüttelte sie heftig. Alec seufzte. »Robert, das ist unser Nachbar, Dr. Feathers. Mein Cousin, Robert Carver.«

»Sie verbringen hier den Sommer, stimmt's, Mr Carver?«



Stephanie Lam

Das Haus der Lügen

Roman

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48530-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2016

1924: Der 19-jährige Robert Carver verbringt den Sommer bei seinem Cousin Alec Bray im Castaway House, einer Villa auf den Klippen des kleinen südenglischen Küstenstädtchens Helmstone. Robert genießt eine unbekümmerte Zeit. Doch schon bald ziehen dunkle Wolken am Horizont auf ... Vierzig Jahre später mietet sich die 18-jährige Rosie Churchill in dem mittlerweile etwas heruntergekommenen, aber noch immer imposanten Castaway House ein. Sie ahnt nicht, dass die alte Villa ein Geheimnis verbirgt, das auch ihr eigenes Leben völlig verändern wird ...



[Der Titel im Katalog](#)